

Leseprobe aus:

Brad Meltzer

Das Buch der Lügen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

PROLOG

*Vor neunzehn Jahren
Miami, Florida*

Als Calvin Harper fünf Jahre alt war, riss ihm seine Mutter eines Nachts um drei plötzlich das Kopfkissen weg und behauptete, Hausstaubmilben fräßen seine Haut auf. «Wir müssen das Kissen *sofort* waschen!» In dieser Nacht verwandelte sich seine Mutter in jemand anderen, als wäre sie von einem Geist oder Teufel besessen – oder von einem Dämon.

Sein Vater sagte, Mommy habe einen ihrer «schlechten Tage». Die Ärzte hatten einen anderen Namen dafür: bipolare Störung.

Als Calvin sieben war, rief seine Mutter aus einer Bar an und teilte ihm fröhlich nuschelnd mit (der Dämon liebte Alkohol), sie habe sich Calvins Initialen in den Arm geritzt. Als Calvin acht war, brachte sie in einem Tobsuchtsanfall den Hund ins Tierheim und ließ ihn «aus Versehen» einschläfern. Der Dämon machte gerne Witze.

Doch keins dieser Erlebnisse hatte Calvin auf diese Nacht vorbereitet.

Er war neun und saß frisch gebadet in seinem Zimmer, das weißblonde Haar hing nass über dem Muttermal neben seinem linken Auge. Er malte gerade mit einem orangefarbenen Buntstift, als seine Eltern in der Küche zu schreien begannen.

An diesem Abend war der Dämon zurückgekehrt.

«Leg es weg, Rosalie!», schrie sein Vater.
Ein Krachen ertönte.
«Lass mich in Ruhe, Lloyd!», kreischte seine Mutter.
Etwas schepperte.
Sein Vater knurrte. «Jetzt reicht's – jetzt bist du dran!»,
brüllte er zurück.

«Jetzt bist *du* dran!»

Es krachte und schepperte.

Calvin drehte den Türknauf, stürzte in die Küche und erstarrte. Alle unteren Schubladen waren aufgerissen und der Inhalt, Töpfe und Deckel, auf dem Boden verstreut. Der Kühlschrank in der Ecke war ebenfalls geöffnet – und leer. Gläser und Flaschen mit Ketchup, Limo und Spaghettisauce rollten noch über den Boden. Mitten im Raum stand sein hochgewachsener Vater und krümmte sich vor Schmerzen, während seine Mutter ein Riesenglas Mayonnaise schwang, bereit, es ihrem Mann auf den Kopf zu schlagen.

«Mom?»), fragte Calvin ängstlich.

Seine Mutter schoss herum, verlor das Gleichgewicht und ließ das Glas los. Calvin sah es fallen. Als es auf dem Boden explodierte, gab es einen leisen, dumpfen Schlag, und Mayonnaise spritzte durch die Küche. Seine Mutter zuckte nicht einmal mit der Wimper.

«Immer haltet ihr zusammen!», fauchte sie ihren neunjährigen Sohn an. Ihre grünen Augen funkelten finster.

«Du bist krank!», brach es aus seinem Dad heraus, und er versetzte seiner Frau einen heftigen Stoß vor die Brust. Der Schlag traf sie mit der Wucht eines Baseballschlägers und ließ sie rückwärts taumeln.

«Mom!», schrie Calvin. «Mom, pass auf →»

Sie rutschte auf der Mayonnaise aus und kippte nach hinten. Wäre Lloyd nicht so kräftig und so zornig gewesen, hätte er nicht aus einer so heftigen Erregung heraus zugeschlagen – vielleicht hätte er sie nicht so hart getroffen. Aber er tat es. Und sie fiel nach hinten und ahnte nichts von der Kante der Schublade, die weit herausgezogen war.

Calvin wollte vorspringen, aber er konnte sich nicht bewegen.

Noch im Fallen schaute seine Mutter ihn an. Ihr letzter Gedanke war eindeutig. Sie hatte keine Angst, empfand keinen Schmerz. Sie war einfach nur wütend. Auf ihn. Auf den Jungen mit den weißblonden, nassen Haaren, der schuld war, dass sie die Mayonnaise hatte fallen lassen und – das sagte ihm von nun an sein neunjähriger Verstand – damit ihren Sturz verursacht hatte.

«Mom!»

Sie fiel. Und fiel. Dann –

Das Geräusch würde er nie vergessen.

«Rosie!», schrie sein Vater, sprang vor und drückte ihren Kopf an seine Brust. Ihre Arme baumelten wie Puppenarme auf dem mayonnaiseverschmierten Boden.

«Sieh nicht hin, Calvin!», schrie Lloyd. Tränen liefen ihm übers Gesicht. «Mach die Augen zu! Sieh nicht hin!»

Aber Calvin sah hin. Er wollte weinen, konnte es aber nicht. Er wollte weglaufen, konnte sich aber nicht bewegen. Während er wie festgefroren dastand, lief Urin an seinem rechten Bein hinunter.

Das Leben der meisten Menschen zerbricht allmählich. Cal Harpers Leben zerbrach in einer einzigen Nacht. Aber neunzehn Jahre später sollte er dank eines Funk-

spruchs eine abenteuerliche Suche durch die Geschichte antreten und die Chance erhalten, sein Leben wieder zusammenzufügen.

*Neunzehn Jahre später
Hongkong*

Braves Mädchen, bist ein braves Mädchen», sagte Ellis, während seine Hündin das Leckerli aus der offenen Hand schnappte und verschlang. Ellis Belasco, ein Mann mit glattem, kupferrotem Haar, lächelte stolz und tätschelte seiner rauchbraunen Hündin den Rücken. Der Trainer hatte gesagt, Kampfhunde müssten belohnt werden.

«B-bitte ... mein Bein ... er hat mir ins Bein gebissen!», jammerte der Chinese und kroch über den verschlissenen beigefarbenen Teppich in Richtung der Hotelzimmertür.

«Sie hat in deine Achillessehne gebissen», korrigierte ihn Ellis, erhob sich und strich sich das lange Haar, das er sorgfältig pflegte, aus dem Gesicht. Er hatte bernsteinfarbene Augen und auffallend buschige Brauen, die über der Nase beinahe zusammenwuchsen. Seine Wangen waren immer gerötet. Er leckte sich die vollen Lippen, während er die kleine Tätowierung zwischen seinem Daumen und Zeigefinger betrachtete.



Sein Geburtsrecht heilte gut.

In den vergangenen zwei Monaten hatte Ellis verfolgt, wie das alte Buch von einem Sammler zum nächsten wechselte – von dem verstorbenen chinesischen Arzt bis hierher zu Zhao, dem Hafearbeiter, der es aus dem Land schaffen wollte. Jede Kultur hatte einen anderen Namen dafür, doch Ellis kannte die Wahrheit.

«Ich weiß, dass du es hast», sagte er. «Jetzt möchte ich gern das Buch der Lügen haben.»

Er griff nach seiner kleinen grauen Pistole.

«Nein! Sie können nicht – meine Freundin – wir haben uns gerade erst verlobt!», flehte der junge Hafearbeiter und kämpfte sich auf ein Knie, während das andere Bein eine Blutspur auf dem Teppich hinterließ.

Ellis drückte ihm den Lauf der Waffe an den Hals. Er musste unbedingt die Schlagader treffen, aber das war kein Problem. So war es eben, wenn man Gott auf seiner Seite hatte. «Ich habe deinen Preis bezahlt, Zhao», sagte Ellis ruhig. «Es macht mich sehr traurig, dass jemand anders dir anscheinend noch mehr gezahlt hat.»

«Ich schwöre – das Buch – ich habe Ihnen gesagt, wohin es geht!», kreischte Zhao und verdrehte die Augen in Richtung Pistole, während Ellis aus dem Hotelfenster in die dämmerige Gasse hinunterblickte. Die Aussicht war trüb, nur eine kahle Backsteinmauer. Eben darum hatte Ellis sich hier verabredet. Kein Ausblick, keine Zeugen.

Er drückte ab.

Es gab keinen Knall, nur ein leises Zischen. Zhao zuckte leicht und öffnete die Augen. «Au! Was war das?», stotterte er, als ein kleiner Blutstropfen hervorquoll.

Impfpistolen wurden seit dem Ersten Weltkrieg eingesetzt, um Soldaten rasch und mühelos zu impfen. Eine

Nadel gab es nicht. Der Luftstrahl war so stark, dass er die Haut durchdrang. Der rote Einwegaufsatz sah aus wie ein Fingerhut mit einem winzigen Loch. Es piekste ein wenig, und schon hatte man den Impfstoff im Blut. Ellis fand es schade, dass er zu solchen Methoden greifen musste, aber er musste das Buch finden, das man ihm weggenommen hatte ... das man seiner Familie weggenommen hatte. In jedem Krieg gab es Regeln. Sein Urgroßvater hatte ihm die Pistole – oder jedenfalls die Pläne dafür – nicht ohne Grund hinterlassen. Es hatte Zeit und Geduld gebraucht, um die Waffe zu bauen. Ellis hatte beides.

«Vierzig ... neununddreißig ... achtunddreißig ...» Während er zählte, warf er einen Blick auf die neue Armbanduhr von Ulysse Nardin, die unter der gestärkten Manschette hervorsah.

«Warten Sie! Was haben Sie mir da gespritzt?», brüllte Zhao und umklammerte seinen Hals.

«... siebenunddreißig ... sechsunddreißig ... fünfunddreißig ...», zählte Ellis gelassen. «Meine Familie ist in Belgien darauf gestoßen. *Conium maculatum*. Schierling.»

«Sind Sie –? *Sie haben Schierling* –?! Sie haben Gift – *Sind Sie verrückt? Jetzt bekommen Sie gar nichts!*» Zhao kroch mühsam in Richtung Tür.

In gewisser Weise hatte Zhao recht. Auf ihn zu schießen war ein Risiko. Andererseits aber auch nicht, denn Ellis wusste, dass er gewinnen würde. Nachdem er die leere Schierling-Ampulle abgeschraubt hatte, ersetzte er sie durch eine Ampulle mit einer trüben gelben Flüssigkeit.

«Haben Sie das Gegengift?», bettelte Zhao. «Das ist es doch, oder?!»

Ellis begab sich außer Reichweite seines Opfers. «Weißt du, wer Mitchell Siegel ist, Zhao?»

«Wovon reden Sie?»

«Einunddreißig ... dreißig ... neunundzwanzig ... 1932 wurde ein Mann namens Mitchell Siegel durch einen Schuss in die Brust getötet. Während sein Sohn Jerry um ihn trauerte, erfand er einen kugelfesten Mann, dem er den Spitznamen *Superman* gab.»

Zhao hielt im Kriechen inne. «Meine – was haben Sie mit meinen Beinen gemacht?»

Ellis nickte und stand ganz still da. Bis heute konnten sich die Wissenschaftler nicht erklären, weshalb eine Schierlings-Vergiftung in den Füßen begann und sich von dort nach oben ausbreitete.

«Eine ziemlich blöde Idee, oder? Ein unverwundbarer Mann! Superman wurde nur erfunden, weil ein Junge seinen Vater vermisste. Und weißt du, was das Beste ist? Der Mord ist noch immer nicht aufgeklärt. Die Leute fanden Superman so aufregend, dass sie sich nie gefragt haben, weshalb Mitchell Siegel getötet wurde. Sie kamen nicht auf die Idee, dass er der Bösewicht war. Zwanzig ... neunzehn ... achtzehn ...»

«*Ich kann meine Beine nicht mehr spüren!*», schluchzte Zhao, während ihm Tränen übers Gesicht liefen.

«Du magst mich für den Bösewicht halten, aber das bin ich nicht», sagte Ellis und legte die leere Ampulle weg. Er schloss die lederne Arzttasche und strich das Bettlaken glatt. «Ich bin der Held, Zhao. *Du* bist der Bösewicht. *Du* willst uns das Buch der Lügen vorenthalten. Genau wie Mitchell Siegel.»

«Ich weiß nicht, wovon Sie reden!»

Ellis kniete sich neben Zhao, der flach auf dem Bauch lag und kaum noch atmen konnte. «Ich will mein Buch haben. Sag mir, wohin es geht.»

«Ich – das habe ich Ihnen doch gesagt», stotterte Zhao.
«Wir – es geht nach Panama.»

«Und von da aus?»

«Panama ... das ist alles», wiederholte Zhao, die Nase auf den Teppich gedrückt und die Augen vor Schmerz zugekniffen. «Jetzt das ... Gegengift ...»

«Spürst du, wie sich deine Taille zusammenzieht?», fragte Ellis und bemerkte nebenbei, dass seine Schuhe poliert werden mussten. «Deine Oberschenkel sind schon abgestorben, Zhao. Danach steigt es in die Hoden. Sokrates wurde mit Schierling getötet. Er berichtete ausführlich, wie er starb, wie das Gefühl von der Taille hinauf in die Brust stieg, wie seine Augen starr wurden und die Pupillen sich weiteten.»

«Okay ... okayokayokay ... *Miami!* Von Panama aus ... geht es weiter nach Miami! In Florida. Der Zettel ... der Frachtbrief ... ich schwöre, ich habe ihn in der Tasche! Geben Sie mir das Gegengift!»

Ellis griff in Zhaos Tasche und holte ein hellrosa Blatt heraus, auf dem alle Einzelheiten der Lieferung verzeichnet waren.

... sieben ... sechs ... fünf ...

Die Hündin begann zu knurren. Sie konnte den Tod riechen. Ellis achtete nicht auf das Geräusch und studierte in aller Ruhe den Frachtbrief: die Frachtnummer des Containers, den Namen des Empfängers (der garantiert falsch war) – alles, was die Führerschaft benötigte.

... vier ... drei ... zwei ...

Zhao, noch immer flach auf dem Bauch und mit aufgerissenem Mund, stieß ein letztes Keuchen aus. Es klang wie Wasser, das gurgelnd im Abfluss verschwindet. Ellis' Urgroßvater hatte ebendieses Geräusch in seinem Ta-

gebuch beschrieben, und zwar nachdem er erwähnt hatte, dass es kein Gegengift für Schierling gab.

... eins.

Zhao war nett gewesen, sogar freundlich, als sie sich bei der Beerdigung des Arztes begegneten, doch die Mission war wichtiger als Zhao. Und wenn man bedachte, was 1900 mit Mitchell Siegel geschehen war, hatte die Mission schon genügend Probleme mit Zeugen gehabt.

Zhaos Zunge wurde schlaff, sein Kopf sank nach vorn, und er sackte mit der Stirn auf den Teppich.

Ellis beachtete ihn nicht. Er hatte schon das Handy herausgeholt und wählte die Nummer von Richter Wojtowicz.

«Eddie, Sie sollen mich doch nicht hier anrufen», meldete sich eine ältere Stimme, sanft und krächzend zugleich.

«Ellis. Ich heiße jetzt Ellis», erwiderte Ellis beherrscht. Er spreizte die linke Hand und bewunderte seine Tätowierung.

«Hier ist es fünf Uhr morgens, *Ellis*. Was wollen Sie von mir?»

Ellis lächelte und konzentrierte sich ganz auf das Gespräch. «Ich will, dass Sie mal darüber nachdenken, wo Sie sich befanden, bevor ich Ihnen begegnet bin, Richter. Ihre Gruppe, Ihre Führerschaft, Ihr Traum waren alt und tot. Hatten Sie sich Ihren Lebensabend so vorgestellt? Ein alter Mann, der nicht mehr gebraucht wird und sich fragt, was aus dem Ruhm vergangener Zeiten geworden ist? Sie sind nicht mal eine Fußnote in der Geschichte, Richter. Nicht mal ein Sternchen. Aber wenn Sie möchten, kann ich Sie wieder dorthin bringen. Vielleicht wird man Ihren Namen eines Tages wenigstens in Klammern nennen.»

«Meine Familie ist in der Führerschaft gewesen, seit –»

«Machen Sie sich nicht zum Narren, Richter. Ein Familienname allein bringt einen heute nicht mal mehr nach Harvard; wie kommen Sie auf die Idee, er könnte Ihnen hier Zutritt verschaffen?»

Eine lange Pause. «Ich weiß zu schätzen, dass Sie uns helfen, Ellis», sagte der Richter schließlich. Er räusperte sich und fügte hinzu: «Sie sind kurz davor, das Buch zu finden, oder?»

«Ganz kurz davor», erwiderte Ellis und betrachtete den rosa Frachtbrief. Alles war darauf verzeichnet: wann die Lieferung den Hafen verließ, wann sie in Miami eintreffen und welcher Fahrer sie abholen würde.

HARPER, LLOYD

«Na los, Benoni», sagte er zu seiner Hündin.

Es war ein seltsamer Name, doch in den Tagebüchern hatte er gelesen, dass Abels Wachhund so hieß, der Hund, den letztlich Kain bekam. Er war der einzige Zeuge beim ersten Mord der Geschichte gewesen.

«Du hast dir eine Belohnung verdient, mein Mädchen», sagte er, trat über Zhaos Leiche hinweg und ließ den Hund in den Flur hinaus. «Um diese Jahreszeit ist das Klima in Florida einfach wunderbar.»

Die Hündin lief voraus, doch Ellis behielt sie im Auge. In Geschichte kannte er sich bestens aus. Nur mit Benonis Hilfe würde er das Buch der Lügen finden und das Geheimnis um den größten Schurken der Menschheitsgeschichte lösen.

*Zwei Wochen später
Fort Lauderdale, Florida*

Ich heiße Cal Harper.

Dies ist der zweitwichtigste Tag meines Lebens.

«Raus 'ier», ruft uns der Geschäftsführer des französischen Bistros hinterher.

«T-tut mir leid, Cal», entschuldigt sich mein Klient Alberto. Er zittert am ganzen Körper, als ich seinen Arm um meinen Hals schlinge und ihm zum Lieferwagen helfe. Seinem Atem nach zu urteilen hat Alberto schon einiges getrunken. Angesichts der aufgeplatzten Lippe und des Risses in seinem verschlissenen T-Shirt hat er sich außerdem mit jemandem angelegt. Mit der linken Hand umklammert er die verbeulte, rostige Coladose, die er ständig bei sich trägt.

Willkommen am Strand von Fort Lauderdale, willkommen im Paradies.

«Wie wär's, wenn du mir mal hilfst?», rufe ich Roosevelt zu, der gemütlich auf dem Beifahrersitz unseres schäbigen weißen Lieferwagens sitzt.

«Ich bin dein Berater», nuschelt er mit seinem starken Tennessee-Akzent und nickt Alberto zu.

«Nein, du sitzt auf deinem Hintern, während ich die Arbeit mache.»

«Genau das ist doch Beratung», meint Roosevelt, klettert behäbig aus dem Wagen und öffnet langsam die Seitentür des Lieferwagens.

«Hast du ihn?», frage ich.

«Hat mich Gott wirklich dafür auf diesen Planeten geschickt?», antwortet Roosevelt. Sein schwarz gefärbter Althippie-Pferdeschwanz flattert in der salzigen Meeresbrise. Er ist zweiundvierzig und sollte es besser wissen, aber wir haben eben alle unsere Schwächen. «Mensch, Alberto, du *stinkst*.»

Die wenigen Touristen, die noch am Strand spazieren gehen, halten uns vermutlich für Gangster. Unsere Aufgabe ist aber weitaus gefährlicher.

«Danke, dass Sie uns und nicht die Polizei gerufen haben», sage ich zu dem Restaurantmanager, einem Typen mittleren Alters, der wie ein Frettchen aussieht.

«Ich bin doch nicht blöd», sagt er lachend und plötzlich ohne französischen Akzent. «Die brauchen zwei Stunden. Ihr schafft den Müll wenigstens schnell weg.»

Er streckt die Hand aus, und als ich sie ergreifen will, entdecke ich den Hundert-Dollar-Schein darin. Rasch ziehe ich die Hand zurück, als hätte er mir eine Schlange hingehalten.

«Das ist unsere Art, Danke zu sagen.» Wieder streckt er die Hand aus.

Ich ergreife sie nicht. «Hören Sie», beginne ich und mache einen Schritt auf ihn zu. Imposant wirke ich nicht gerade – ich bin schlaksig, gehe krumm, habe zu lange Arme und Beine und viel zu große Hände – aber immerhin die Größe meines Vaters. Fast eins neunzig, wenn ich mich aufrecht halte. Aber das mache ich nur, wenn ich sauer bin. So wie jetzt. «Begreifen Sie eigentlich, was ich hier tue?» Mein großer Adamsapfel hüpfte bei jeder Silbe auf und ab.

«Herrgott nochmal, kommt jetzt die große Rede?»

«Keine Rede. Wir bringen die Obdachlosen in Unterkünfte –»

«Na und? Es bleibt doch eine gute Tat, auch wenn Sie dafür ein Trinkgeld nehmen! Ich respektiere Ihre Arbeit, ganz ehrlich. Aber sehen Sie sich doch mal an», sagt er und deutet auf mein verwaschenes schwarzes T-Shirt, das aus der Hose hängt. «Wie alt sind Sie? Dreißig, schätze ich, trotz Babygesicht. Bei der Arbeit tragen Sie alte Turnschuhe und eine Jogginghose. Und der Lieferwagen ...»

Ich werfe einen Blick auf die getönten Scheiben, von denen sich die Folie schält, und den Rost an der Stoßstange. Betrachte meine zehn Jahre alte Jogginghose und die Turnschuhe.

«Nehmen Sie das Geld, Junge. Wenn Sie es schon nicht für sich selbst verwenden, helfen Sie damit wenigstens Ihrem Verein.»

Ich schüttele den Kopf. «Sie haben meinen Klienten als *Müll* bezeichnet.»

Zu meiner Überraschung verteidigt er sich nicht und wird auch nicht wütend. «Sie haben recht, es tut mir leid», sagt er und hält mir unverwandt das Geld hin. «Das hier soll meine Entschuldigung sein. Bitte. Davon geht die Welt nicht unter.»

Ich überschlage im Kopf, wie viel Unterwäsche und Socken ich von diesen hundert Dollar für unsere Klienten kaufen könnte.

«Na los, Kumpel ... sogar Bob Dylan hat Werbung für den iPod gemacht.»

«Von wegen, wir machen die Welt sicher für Menschen, die Croque Monsieur essen», sage ich, reiße die Tür auf und setze mich ans Steuer.

«Scheibenkleister, Cal. Du hast das Geld nicht angenommen, was?» Seufzend greift Roosevelt in die braune Tüte, die er auf dem Schoß hält, und knackt eine Pistazie. «Warum bist du bloß so stur?»

«Aus dem gleichen Grund, aus dem du solche Sachen wie *Scheibenkleister* sagst.»

«Das ist was anderes.»

«Ganz und gar nicht», kontere ich und werfe einen Blick auf den geschlossenen Aschenbecher. Ich reiße ihn auf und entdecke unzählige Pistazienschalen, die er hineingestopft hat. Ich kippe sie in die leere Tüte von Burger King, die zwischen uns liegt. Roosevelt knackt die nächste Pistazie und greift nach dem Aschenbecher. Ich halte ihm die Tüte vor die Nase. «Du warst mal Priester, daher fluchst du nicht gern, das habe ich verstanden. Aber es ist eine prinzipielle Entscheidung.»

«Du warst mal Priester?», tönt Alberto vom Rücksitz, obwohl er kaum den Kopf von seiner Coladose heben kann, die oben mit Plastikfolie umwickelt ist. Nachdem wir ihn zum sechsten Mal aufgegriffen hatten, hat er mir gestanden, dass er die Asche seines Vaters darin aufbewahrt. Ich hielt ihn für bekloppt – das tue ich noch immer. Aber die Logik leuchtet mir ein. Meine Eltern haben mich alleingelassen. Ich kann verstehen, dass Alberto seinem Vater so etwas nicht antun möchte. «Ich dachte, du wärst ein Geheimagent, den sie verhaftet haben ...»

Ich drehe wortlos den Zündschlüssel und gebe Gas.

«Das war Cal», erklärte Roosevelt, als wir die A1A entlangfahren. «Und wir haben schon über meine Vergangenheit gesprochen.»

Alberto überlegt einen Augenblick. «Du bist also ein Priester?»